

DELFI

01

MAGAZIN FÜR NEUE
LITERATUR

DENİZ UTLU · EILEEN MYLES · ENİS MACİ · ESTHER DISCHEREIT
EVAN TEPEST · LAUREN GROFF · MAAZA MENGISTE
MARIA STEPANOVA · MCKENZIE WARK · MOHAMED MBOUGAR SARR
NOEMI Y. MOLITOR · OCEAN VUONG · OLIVIA WENZEL
SENTHURAN VARATHARAJAH



Tempel



4 Editorial

PROSA

6 Das kleine Schwarze, das große Weiße, die Nacht dazwischen

OLIVIA WENZEL

26 Geschichte einer Visite

MARIA STEPANOVA

Übersetzung: Olga Radetzkaja

66 »The mountains so vast«: Eine lesbische Wallfahrt

EVAN TEPEST

84 Mardin Melancholie

DENIZ UTLU

108 Vom großen Tod

ENIS MACI

114 Der Laderaum

MOHAMED MBOUGAR SARR

Übersetzung: Holger Fock & Sabine Müller

130 Und der Stein weinte und weinte

SENTHURAN VARATHARAJAH

140 Die Geschichte von Samson aus Sicht der Elemente

LAUREN GROFF

Übersetzung: Karsten Kredel

146 Der Rave

MCKENZIE WARK

Übersetzung: Johanna Davids

LYRIK

20 Rue du Temple

ESTHER DISCHEREIT

52 Vier Gedichte

EILEEN MYLES

Übersetzung: Milena Adam

126 An meinen Hund Tofu während des
Blizzards vom 18. Dezember 2020

OCEAN VUONG

Übersetzung: Anne-Kristin Mittag

INTERVIEW

40 »Ich will nicht wieder zehn Jahre
an einem Buch schreiben«

MAAZA MENGISTE

Gespräch & Übersetzung:

Enrico Ippolito & Miryam Schellbach

COMIC

94 Hedwig & Inch

NOEMI Y. MOLITOR

Tempel

Wäre das Internet ein Tempel, so wären Memes die Gaben. Wäre der Rave ein Tempel, so fände die Sonntagsmesse pünktlich um 10 Uhr in einer verlassenen Fabrik von Queens statt. Und wenn der Tempel die eigene Wohnung ist? Oder der Körper? Wem ist er heilig? Welche Rituale huldigen ihm?

Dem Apollontempel von Delphi wurde täglich eine nasse, ängstliche Ziege geopfert. Die einzige Frau, die ihn betreten durfte, war im antiken Griechenland die weissagende Priesterin Pythia. High von den Dämpfen, die aus einer Erdspalte traten, sprach die Pythia Prophezeiungen – mal Königen, die zögerten, in den Krieg zu ziehen, mal einfachen Leuten, die heiraten oder längere Reisen antreten wollten. Delphi war aber nicht bloß ein antikes Google, sondern vielmehr eine heiß begehrte Sprechstunde mit Apollon, Gott der Weissagung und Künste – in Versform, versteht sich. Ob die Orakelsprüche durch ständig anwesende Mittler interpretiert werden

mussten, bleibt umstritten. Als sicher gilt aber, dass ein Großteil der überlieferten Weissagungen fiktionale Texte sind, welche wiederum große Werke früherer Dichtkunst hervorgebracht haben.

Das Orakel ist zu Literatur geworden und Literatur in gewisser Weise zu unserem Orakel. Wir suchen bei ihr Rat, nicht selten sind ihre Antworten rätselhaft, aber wenn wir Glück haben, erwartet uns am Ende eine Erkenntnis. Nur hat jede Zeit ihre eigenen Mittler, die maßgeblich entscheiden, was weiterverbreitet wird und was nicht. Wer weiß schon, ob die christlichen Mönche später beim Abschreiben literarischer Texte aus der Antike nicht ein paar Werke von Frauen oder queere Romanzen oder, überhaupt, nicht eindeutige Geschichten ganz bewusst »übersehen« haben? Keiner würde heute behaupten, dass eine Überlieferung nicht auch immer ihren Schatten hat: Vergessenes, Weggeschobenes, Verlacht, Verdammtes. Wie lassen sich rele-

vante Positionen aus den Marginalien der Gegenwart in ein ungewisses Morgen überschreiben?

Wir dürfen vorstellen: *Delfi* tritt hiermit den Versuch an, als Magazin für neue Literatur. Zweimal im Jahr treffen hier internationale und deutschsprachige Prosa, Dramatik, Lyrik und Comics in thematischen Ausgaben zusammen. Im ersten Heft wird dafür die Grundlage geschaffen: der Tempel. Zu diesem führen viele Wege, wie die vorliegenden Texte zeigen. Denn in ihnen verändert der Tempel immer wieder seine Form und Funktion. Mal bietet er Schutz, mal wird er zum Kerker. Es gibt sowohl den temporären als auch den unzerstörbaren Tempel.

Aber apropos: Sind Printmedien nicht längst am Aussterben? Und liest überhaupt noch irgendwer Literatur? Eins ist jedenfalls klar: Geht es um die Bedrohung des einen oder des anderen, landet die Schuldzuweisung schnell beim Internet. Wir glauben nicht an diese faule Erklä-

rung. Wäre *Delfi* ein Tempel, befände er sich genau auf der Schnittfläche von Netz, Print und Sprachkunst. Niemand müsste sich erst herrichten, um ihn zu betreten. Die Basecap bliebe auf dem Kopf. Was heilig wäre, entschieden alle für sich. Denn im Zentrum stünde keine Deutungsmacht, sondern einzig und allein die Vertiefung. Das Lesen, allein oder im Kollektiv, das laute Lesen und das leise, das sukzessive Verstehen, das Lernen, die Akzeptanz des Nichtverständnisses. Demut kann nämlich ziemlich hot sein, solange sie uns einvernehmlich in die Knie zwingt. Die Tore stehen offen. Man muss sich nur trauen, den ersten Fuß über die Schwelle zu setzen – ins Ungewisse.

**Fatma Aydemir, Enrico Ippolito,
Miryam Schellbach &
Hengameh Yaghoobifarah**

Das kleine
Schwarze,
das große Weiße,
die Nacht
dazwischen
Olivia Wenzel

1

Im Jahr 2015 ging das Foto eines Kleids viral. Eine Frau namens Cecilia Bleasdale hatte es in UK fotografiert, wollte es auf der Hochzeit ihrer Tochter Grace tragen, fragte diese nach ihrer Meinung. Nachdem sie Grace das Bild geschickt hatte, wurde schnell klar, dass Mutter und Tochter völlig unterschiedliche Farben wahrnahmen; der Rest ist rasante Internetgeschichte. Innerhalb weniger Tage sahen Millionen Menschen das Foto und debattierten online: Ist es weiß-gold oder blau-schwarz? Studien zeigten später: 57 % von 1400 befragten Menschen sahen ein blau-schwarzes Kleid, 30 % ein weiß-goldenes und 13 % sahen andere Farben. Das ursprüngliche Kleid war tatsächlich blau-schwarz. Der Hersteller Roman Originals produzierte nachträglich, um adäquat auf den Medienrummel zu reagieren und für Charity-Zwecke, ein weiß-goldenes Kleid.

2

Ich liege im Bett, die Sonne scheint, draußen sind es über 30 Grad. Es ist Anfang August, zu viele Bäume verlieren bereits ihre Blätter. Ich liege im Bett und weine, ich liege im Bett und meine Vulva brennt, Blasenentzündung und Pilz aus der Hölle bzw. von letztens. Ich liege im Bett und schaue ein absurd teures Kleid von ASOS an, das ich zur Hochzeit eines Freundes tragen werde. Es hängt auf einem Bügel an der Tür meines Kleiderschranks, cremefarben, mit zarten Stickereien und Mesh-Kragen versehen. Als ich es vor ein paar Tagen anzog und meiner kleinen Tochter vorführte, rief sie: *Mama, du siehst ja aus wie eine Prinzessin!* In einem Ton, der begeistert, aber auch empört klang. Daraufhin bekam ich Sorge, übertrieben zu haben: Unter keinen Umständen wollte ich auf der Hochzeit meines Freundes aufgebrezelter oder festlicher wirken als die Braut.

Jetzt, während meine Tochter im Kindergarten ist und ich im Homeoffice, also heulend im Bett liege, google ich Bilder von Hochzeitskleidern echter Prinzessinnen. Bei einer Doku über die Schau-

spielerin Grace Kelly – dem Inbegriff weißer, erhabener Schönheit und »Weiblichkeit« – bleibe ich hängen. Sie gab ihre glamouröse Karriere im Alter von 26 Jahren auf, um bei Prinz Rainier III. in Monaco zu leben. Als Hitchcock sie 1962 zum vierten Mal für eine große Rolle besetzen wollte, obwohl sie Hollywood bereits seit einigen Jahren den Rücken gekehrt hatte, gab sie ihm zuerst eine euphorische Zusage. Drei Monate später revidierte sie diese in einem Brief an ihn. Unter großem Bedauern schlug sie sein Rollenangebot aus, das winzige Fürstentum Monaco verlangte nach ihr. Ihr Hochzeitskleid wird bis heute oft kopiert; ich finde es wunderschön.

3

Ein anderes Kleid, das ich vorgestern in einer viel zu langen Nacht getragen habe, war elegant und trotzdem irgendwie plump. Golden schimmernder Samt, mit Stehkragen und langen Ärmeln, eng anliegend, der Stoff endete etwa mittig auf meinen Oberschenkeln. Mittig auf meinen Oberschenkeln. Ich unterdrücke den Impuls zu schreiben: *Der Stoff endete knapp unterhalb meines Arschs*, und weiß, warum. Vielleicht werde ich das Kleid nie wieder anziehen, obwohl ich es schon mehrmals gewaschen habe; was für ein Klischee.

4

Ich liege im Bett und schaffe es nicht aufzustehen, draußen regnet es, drinnen irgendwie auch, mittlerweile sind zwei Wochen vergangen. Ich liege im Bett und frage mich, ob es möglich ist, dass ein und derselbe Sex für die beteiligte Person **A** blau-schwarz ist und für Person **B** weiß-gold.

5

Ich nehme das cremefarbene schicke Kleid von ASOS vom Bügel, ziehe es an und mache mich auf den Weg. In der U-Bahn schauen mich Fremde länger an als sonst. Ich habe weder Schlagringe an den Fingern meiner linken Hand noch Pfefferspray in meiner Umhängetasche. Im Magen zieht sich nichts zusammen; ich fahre nach Mitte. Ich ahne, dass **P** sich fürchtet vor der Kraft, die ich jetzt habe – durch das, was ich anderen über ihn erzählen kann und muss, in einer Zeit, in der solchen Geschichten Raum gegeben wird.

6

Es gibt hier eine diametrale Korrelation:

Das »kleine Schwarze« ist ein Kleid, das bis heute im Hetero-Mainstream als verführerisch gilt. Dass es eng, knapp und dunkel ist, das macht es aus. Hochzeitskleider waren nicht immer weiß und sind es heute nicht überall auf der Welt. Aber vor allem im globalen Norden heiraten Frauen, die ein kostenintensives Brautkleid wählen, immer noch mehrheitlich in Weiß und mehrheitlich in einem Kleid mit weitem langem Rock – im Grunde also in ziemlich großen Kleidern.

Reinheit, Unberührtheit, Unantastbarkeit, Hochstatus: überholte Symbolik. Hetero-Ehe: überholtes, patriarchales Konstrukt. Die Frau im »kleinen Schwarzen« geilt alle auf, die Frau im »großen Weißen« ab sofort nur noch ihren Gatten.

7

Meine Freund:innen Zora und Burhan, selbst mit **P** befreundet, sagen, dass es Zeit sei, ihn zu *canceln*. Also ihre eigenen Beziehungen zu **P**. Je überzeugter Zora und Burhan darüber sprechen, je mehr sie ihre Solidarität und Freundschaft mit mir bekunden, desto unsicherer werde ich. Ihre entschlossene Wut ist nicht meine, ihre Klarsicht fehlt mir. In der Nacht, nachdem ich ihnen von **P** erzählt habe, hatten sie beide Albträume. Zora wurde von **P** um einen Tisch herumgejagt, Burhan sah **Ps** gigantisches Gesicht auf sich stürzen und wurde darunter begraben.

8

Während ich Wäsche aufhänge, höre ich, wie meine Tochter im Flur vor sich hin plappert. Sie spricht einen Dialog zwischen zwei imaginären Figuren, jeweils aus Ich-Perspektive:

Und dann habe ich seinen Penis abgeknabbert!

Was hast du?

Ja, einfach abgeknabbert! Das geht ganz leicht, echt jetzt!

Beim Abendessen frage ich bemüht beiläufig, ob sie wirklich schon mal einen Penis abgeknabbert habe. Oder ob sie gesehen habe, wie das gemacht wurde von jemand anderem.

Meine Tochter fragt verblüfft zurück:

Aber Mama, das ist doch verboten, oder?

Später, als sie schläft, finde ich das Wimmelbuch, das sie kürzlich geschenkt bekommen hat. Auf dem Cover ist ein ellenlanger dünner weißer Mann abgebildet, mit einer Jeans so glatt im Schritt, fast konkav,

dass unmöglich ein Penis hineinpassen könnte. Ich hoffe, dass sie in den nächsten Tagen in der Kita wieder öfter Prinzessinnen und deren zahllose unvermeidliche Kleider im Kopf haben wird anstatt abgegebene Penisse. Dass darauf zu hoffen Teil des Problems ist, merke ich erst nach einer Woche.

9

Je mehr Zeit vergeht, desto unklarer werde ich. Manchmal denke ich an **P** mit überwältigender Wut (ekelhafter Bastard), manchmal mitleidig (armes Kackwürstchen), manchmal so, als wären wir noch Freunde, als sei nichts geschehen (Vertrauen, Sympathie, Zuneigung, Sehnsucht). Ich habe die einseitige Art, an ihn zu denken, mehrjährig eingeübt, jetzt holt sie mich ein: Dieser lustige, kluge, *woke*, unsäglich empathische und eloquente Mann mit so viel trauriger Vergangenheit, dass Unsicherheiten und Melancholie ihm auf ewig anhaften werden – *hot, hot, hot*, perfekt für mich! Schon als ich schwanger war, stellte ich verschämt fest, dass ich mich in **P** verliebt hatte – noch während ich mit Henning zusammenlebte und versuchte, mich auf unser gemeinsames Kind zu freuen. Dass **P** und ich vier Jahre und gefühlt 3000 WhatsApp-Nachrichten später tatsächlich etwas miteinander hatten, war vielleicht unausweichlich. Dass ich keinen harten Besoffski-Fick, sondern etwas Romantisches suchte, hätte er ahnen können. Dass unser intensiver digitaler Kontakt dazu beitrug, auch. Aber seit jenem Tag Anfang August Funkstille, nicht ein Wort, nicht eine Frage, kein dämliches Emoji.

10

Zora und Burhan spekulieren in ausufernden Chats, dass *Race* auf eine schräge Art auch eine Rolle gespielt haben könnte. Ich überfliege die Nachrichten. Inwiefern soll die Tatsache, dass **P** weiß ist und ich schwarz, Einfluss gehabt haben auf unsere sexuelle Begegnung?

Ein paar Tage lang druckse ich um die Frage herum, hake nicht nach. Die Woche darauf sagt Zora in einem Telefonat unvermittelt, dass man ja gerade bei *interracial sex* noch vorsichtiger sein und darauf achten müsse, keine asymmetrischen Powerdynamiken zu reproduzieren; das sei zumindest ihre Erfahrung. Und dass sie mega überrascht sei, dass **P**, der doch knietief in all diesen Diskursen stecke, genau das anscheinend nicht getan habe.

Die Frage, ob mein Schwarzsein und Ps Weißsein eine Rolle gespielt haben könnten, werde ich nicht wieder los. Ich weiß nicht, wohin mit diesen Überlegungen. Das kleine Schwarze, das große Weiße?

11

Warum können Körper zusammenkommen, während sie sich voneinander entfernen?

12

Ich liebe Zora und Burhan; ich weiß, dass sie recht haben und dass sie P vielleicht dennoch unrecht tun. Die Gespräche mit ihnen überfordern mich; ich will mich nicht verantwortlich dafür fühlen, dass P Freund:innenschaften verliert. Oder dass die Sache Dynamiken auslöst, die ich nicht kontrollieren kann. Meine Versuche, Ps Handeln zu erklären, wischen Zora und Burhan beiseite (P sei ein bisschen *lost* und traurig gewesen in jener Nacht, der plötzliche Tod seines Lieblingshundes, die ewigen Schulden usw. Oder vielleicht sei diese Art, Sex zu haben, ja eine, die andere Frauen bisher gut fanden, vielleicht habe er es wirklich niemals anders gelernt?).

Ey, sagt Burhan lieb, das ist vollkommen egal. Dass du dich danach eklig und scheiße und benutzt gefühlt hast, darum geht's. Das Letzte, was du jetzt machen musst, ist, dir über seine Seite den Kopf zu zerbrechen.

13

Mit meiner Freundin Luise habe ich in den letzten Monaten über ein »Museum der alltäglichen Banalitäten« nachgedacht. In breitspuriger Antragsprosa für Kunst-Stipendien formulierte ich Fragen wie:

Was bedeutet es, den eigenen Alltag als eine vom Unterbewusstsein choreografierte Performance zu begreifen? Welcher Ästhetiken bedienen sich unsere Sinne dabei – vor allem jene, die in der bildenden Kunst nur selten bespielt werden (Tasten, Riechen, Schmecken)? Wie beeinflussen alltägliche Berührungen, Gerüche und Geschmäcker unsere Stimmung/unsere Entscheidungen/unsere Leben? Und wie lässt sich all dies in einem Museum – einem transmedialen Tempel, der das vermeintlich Unbedeutende würdigt – versammeln und erfahrbar machen?

14

Unter unserer Kleidung sind wir nackt. Nackt sind wir vielleicht zu 100 % die Menschen, die wir wirklich sind.

15

Luise hat sich meine Idee etwas unvollständig gemerkt und mich manchmal nach dem Stand meines Museums der Gerüche gefragt. Einmal sogar, etwas angetrunken, nach meinem Labyrinth der Gerüche. Zuletzt haben wir versucht, uns alltägliche Berührungen bewusst zu machen und schickten uns Nachrichten, wenn wir ein Honigbrot geschmiert oder geduscht hatten. Wir schilderten Berührungsabfolgen aus Perspektive von Honigbrot und Duschkopf, freuten uns miteinander über Fliegen auf unseren Armen und komplexe Begrüßungsrituale, die Jugendliche mit den Händen vollführten. Dass wir nicht berühren können, ohne berührt zu werden, begeisterte uns.

16

Rosenthaler Platz, ich steige aus der U-Bahn. Alles in mir ist ruhig, meine High Heels quietschen merkwürdig auf dem Asphalt, es ist warm und nieselt leicht. Ich spazierte entspannt durch Mitte. Weder Drogenabhängige vor Spätis noch Polizist:innen in Mannschaftsbussen interessieren sich für mich. Nach 20 Minuten bleibe ich vor **Ps** Erdgeschosswohnung stehen, spiegle mich im Fenster. Meine stark geschminkten Augen starren mir entgegen, die aufgeklebten Wimpern sind überzeugend. Ich trete ein paar Schritte zurück, drehe mich mehrmals im Kreis, mein Kleid bauscht sich auf. Dann hole ich einen Pflasterstein aus meiner schmalen Umhängetasche, ziele und werfe. Der Stein prallt ab, fällt zu Boden. Erst beim zweiten Wurf bricht das Glas (beim zweiten Mal Sex, bei dem ich zu Beginn noch schlief, brach ich). Vorsichtig entriegle ich das Fenster von der Innenseite her, öffne es, klettere in die Wohnung. Die Scherben auf dem abgeschliffenen Dielenboden bilden ein hübsches Muster. **P** ist nicht da, noch mindestens zwei Stunden lang im Park mit Hundesitten beschäftigt, ich schaue mich um. Es riecht nach Bratkartoffeln, alles wirkt aufgeräumt bis auf ein paar Kartons im Flur. Langsam klettere ich auf **Ps** Hochbett. Mein Kleid, das nicht länger ASOS gehört, raschelt. Ich lege mich hin und halte die Luft an, die Luft und die Zeit. Die Bettwäsche riecht nach nichts, ich kralle meine Finger in die weiche Decke. Dieses Zimmer wird mich nicht vergessen.

Ich schreibe mich ein in seine Wände, in seinen Boden, in das Holz des Hochbetts.

Ich schreibe:

Hier wird nie wieder jemand Zögerlichkeiten und alberne Versuche, jegliche erotische Stimmung zu torpedieren, ignorieren. Auf diesem Bett wird nie wieder jemand genervt davon sein, wenn eine Person das Rummachen mit Reden unterbricht. Nie wieder wird hier jemand – wenn eine Person mehrmals während dem Sex sagt, dass es ihr zu schnell geht – nicht zuhören und weitermachen. Nie wieder wird hier eine Person schließlich einen Orgasmus simulieren, damit der Sex endet. Und an keinem Morgen danach wird auf diesem Hochbett der Kopf einer Person dreimal ins Kissen gedrückt werden, während sie erwacht und feststellt, dass sie gerade von hinten gefickt wird, ohne Kondom, abwechselnd in Arschloch und Vagina. Weder in diesem Zimmer noch in irgendeinem anderen wird sie, eingerissen und trocken, laut sagen müssen: *Ich will nicht mehr*. Nie wieder wird daraufhin jemand schlagartig das Bett verlassen, ins Bad rennen, Wasser anstellen und dennoch leise stöhnend zu hören sein. Nie wieder wird währenddessen hier eine Person reglos im Bett liegen, verblüfft das Wort *Hilfe* denken, abwarten und hoffen, dass jemand – nachdem er zurückgekehrt ist – einschlafen wird, sodass sie sich davonstehlen kann. Nie wieder wird hier eine Person in eine Situation geraten, in der sie, weil jemand leider nicht einschläft und scheinbar verdutzt nachfragt, was denn los sei, antwortet: *Du, das kam mir grad nicht so richtig einvernehmlich vor*, nur um dann blitzschnell in den Raum gewirbelte Gegenargumente abzubekommen. Jemand habe selbst auch noch geschlafen, jemand sei doch auch berührt worden da unten, gestern Nacht sei doch auch kurz ohne Kondom gevögelt worden.

17

Als ich Luise von P erzähle, beginne ich die Geschichte mit dem Satz *Also ich wurde jetzt nicht vergewaltigt oder so*. Und dann beschreibe ich ihr plötzlich, wie ich – nachdem ich Ps Wohnung verlassen hatte an jenem Morgen – duschen ging. Mit eiskaltem Wasser, noch so ein Klischee. Dieses Duschen war ein anderes als das, was ich Luise in den Sprachnachrichten glucksend für unser Projekt beschrieben hatte. Ein Duschen gegen mich selbst, irgendwie strafend.

Scheiße, sagt Luise, *ich wünschte, mein Handy wär an gewesen an dem Morgen*.

18

Ich setze mich in **Ps** Hochbett auf und beginne, die Bettwäsche abziehen.

Mit langsamen, ruhigen Bewegungen.

Als wäre sie seine Haut.

19

Nachdem ich **Ps** Wohnung an jenem Morgen kopflos verlassen hatte, sprach ich Luise auf die Mailbox, dass das alles etwas gruselig geendet habe mit **P**, *haha*. Danach rief ich Mika an, meinen freundlichen Liebhaber, der ranging, zum Glück. Ich begann zu weinen, was mir peinlich war, stammelte, dass mir vielleicht etwas passiert sei, dass ich vielleicht zur Polizei gehen müsste, verbrachte stattdessen den Tag bei ihm, duschte mehrmals. Und alles, was ich seitdem über die Begegnung mit **P** gedacht und geäußert habe, wurde schon so oft anderswo erlebt und besprochen, verheimlicht, geschworen, geschrien oder getwittert, dass mir dieser Text, noch bevor er fertig ist, bereits überflüssig vorkommt. Zu diesem Gefühl tragen auch die Geschichten bei, die plötzlich wie Unkraut in meinem nahen Umfeld sprießen (Brautkleid bleibt Brautkleid und Unkraut bleibt Unkraut). Seit ich begonnen habe, mit anderen über **P** zu sprechen, wachsen mir diese Geschichten redundant über den Kopf; nichts an meiner Erfahrung ist besonders:

A sagt mir, sie habe erst jetzt realisiert, nachdem sie mehrmals halbherzig mit ihrem ansonsten wirklich zauberhaften *boyfriend* **P** (oder **P2**) geschlafen habe, dass sie das eigentlich verletze. Also dass sie fast nie so viel Lust habe wie er, und dass er das wisse und es aber trotzdem mache.

B erzählt, dass ihre Tochter am ersten Schultag von drei Mitschülern aufgefordert wurde, ihnen auf Toilette ihre »Muschi« zu zeigen, und schaut mich ratlos an.

C sagt, sie habe damals auch so krass intensiv duschen müssen wie ich, nachdem sie betrunken mit **P2** oder **P3** geschlafen hatte, *wahrscheinlich weil ich den null attraktiv fand. Das war in dem Moment halt chilliger, als zu sagen, dass er bisschen stinkt, ich wollt halt nicht, dass es awkward wird zwischen uns.*

D hat schon seit Jahren nicht mehr daran gedacht, dass damals – als sie schwanger war und schlief – P3 oder P4 an einem Morgen zugekokst nach Hause kam, sich auf ihre Schultern kniete und ihr seinen Schwanz in den Mund drückte. Als sie sich jetzt daran erinnert, kichert sie nervös. Sie habe es niemandem erzählt, weil, *na ja, ich glaub halt, dass unsere gemeinsamen friends, also die männlichen, das dann mit den Drogen entschuldigt hätten, und darauf hatte ich einfach keinen Bock.*

E sagt, dass P8 oder P100 zu Anfang ihrer Beziehung oft Erektionsprobleme hatte. Damit er besser hart wurde, habe sie sich manchmal von ihm würgen lassen, obwohl sie das eigentlich nie so richtig gemocht habe.

F schreibt eine Nachricht, teilweise in Großbuchstaben: Ich solle sie bitte in Frieden lassen, auch weiterhin. Es interessiere sie nicht, was bei mir grad los sei. Sie brauche einfach Ruhe und nicht, dass sich irgendwer in die Sache einmische – schon gar nicht das Jugendamt oder die Polizei. Dass Fs achtjährige Töchter von P12, diesem alten Sack, zwischen den Beinen »geküsst« worden seien, damit würden sie schon zurechtkommen. *Aber mit irgendwelchen rassistischen Bullenschweinen oder Tanten vom Amt nicht, no way. Please, just leave us alone, will you?*

G sagt, sie habe einmal beim Sex eine heftige Ohrfeige bekommen und musste stark darüber lachen: P23 sei es unfassbar peinlich gewesen, dass er derartig die Kontrolle verloren hatte.

H erinnert sich, wie sie als Kind mit einem anonymen Anrufer telefonierte: Er habe mehrmals gefragt, ob sie schon Haare an der »Musch« habe, das Gespräch wurde vom Anrufbeantworter der Familie aufgezeichnet. Für H sei es damals ziemlich unangenehm gewesen, das Band in Anwesenheit ihrer Eltern und der Polizisten abzuhören, unangenehmer als der Anruf selbst.

I sagt, dass sie schon von fünf fremden Männern in ihrem Leben dazu gebracht wurde, ihnen beim Wichsen zuzugucken, also in der Öffentlichkeit. Einmal sogar auf einem Damenklo, der Typ habe da ernsthaft seinen Schwanz kurz durch so 'n Loch in der Kabinenwand gesteckt: *Ey, fünf Exhibitionisten, damit lieg ich knapp überm Durchschnitt, oder? Goldmedaille! Ich hab die Pimmelspitze ganz vorn!*

J sagt, sie habe letztens beim Fotoalbümdurchgucken mit P700 festgestellt, dass sie die vierte Partnerin in Folge sei, die asiatisch-stämmig